

»Was ich vom Friedensvertrag halte? Ich weiß nichts von einem Frieden, hier wird es nur immer schlimmer.«



»Ich lebe mit meiner Familie in einer kleinen Gemeinde am Kanal. Wir leben vom Fischfang und von Kokosnüssen, aus denen wir Öl machen. Eigentlich bewirtschaften wir auch einige Felder ein Stück weiter oben, aber der Weg dorthin ist gefährlich. Schon zwei Mal mussten wir unser Dorf verlassen, weil sich bewaffnete Gruppen direkt vor unserer Haustür Gefechte lieferten. Mit Hilfe der Caritas bin ich zurückgekehrt. Wovon hätte ich meine Familie in der Stadt ernähren sollen?

Eigentlich sind wir hier 15 Familien mit 20 Kindern. Aber nach unserer letzten Vertreibung sind nicht alle wieder mit zurückgekommen. Der Konflikt macht die Dorfgemeinschaft kaputt. Ich hoffe, dass der Frieden irgendwann tatsächlich auch hier ankommt. Meine Kinder sollen zur Schule gehen und eine Ausbildung machen können. Mein größter Wunsch ist, dass es ihnen einmal besser gehen wird als uns heute.«

Luis Sinistera, 32 Jahre, vier Kinder



»Es passierte am 5. Mai 2014. Zwei Jahre vorher hat es ganz in der Nähe meinen Sohn erwischt.«



»Ich arbeitete auf dem Feld, als ich mit der Machete versehentlich auf eine Mine stieß. Von der Explosion hochgerissen, hat meine eigene Machete mich am ganzen Körper schwer verletzt. Mit zehn Mann haben sie mich sechs Stunden lang auf einer Trage den Berg runter zur Straße getragen. Von dort hat mich ein Auto ins vier Stunden entfernt liegende nächste Krankenhaus gebracht.

Ich kann seither nicht mehr arbeiten. Ich habe wahnsinnige Schmerzen in der Brust, ich kann nichts heben. Mein Gehör ist auch kaputt. Die Ärzte haben mir ein Hörgerät versprochen, aber das ist sehr viel Papierkram, und ich kann kaum lesen und schreiben.

Warum wir auf dem Feld arbeiten, wo jeder weiß, dass in der Gegend viele Minen liegen? Wir sind Bauern, was sollen wir sonst machen?«

Miguel Angel Aguilar, 54 Jahre



»Sie haben auf mich geschossen
und sind weitergegangen. Sie
haben mich einfach so liegen
lassen. Sie wollten, dass ich sterbe.«



»Vor fünf Jahren hat eine Gruppe bewaffneter Männer auf mich geschossen. Wir begegneten uns auf der Straße, die mehr ein Weg ist, also ohne Belag. Diese Gruppen sind kriminell, sie machen das Gesetz und erpressen die Bevölkerung. Wenn man zahlt, ist alles gut. Aber ich wollte ihnen nichts geben.

Der Schuss traf mich in die Wirbelsäule, seither bin ich querschnittsgelähmt und sitze im Rollstuhl. Wir mussten unser Heimatdorf verlassen. Wenn du einen solchen Vorfall überlebst, musst du abhauen. Sonst kommen sie wieder und bringen dich um. Und wenn du nicht da bist, bringen sie deine Familie um.

Jetzt leben wir in der Stadt. Das ist für uns sehr schwer. Auf dem Land haben wir unser Essen selber angebaut, hier müssen wir für alles bezahlen. Die Caritas hat mir geholfen, eine Pension zu beantragen. Wenn man die Behördengänge allein macht, halten viele Beamte die Hand auf. Das ist anders, wenn ein Caritasmitarbeiter dabei ist.«

Francisco Gómez, 48 Jahre, zwei Kinder





*»Wer flieht, verliert
alles. Aber am
schlimmsten ist
der Hunger.«*

»2007 musste ich das erste Mal fliehen. Wir waren gerade weiter im Süden, um zu arbeiten, als wir aufgrund eines Gefechts zwischen dem Militär und der FARC fliehen mussten. Wir kamen zurück in mein Heimatdorf, bis es im Mai 2014 auch dort zu einer Attacke kam. Das Militär bombardierte eine Guerilla-Zusammenkunft. Mehrere Dörfer lagen in der Schusslinie, wir waren eins davon. Als die Explosionen immer näher kamen, sind wir noch in der Nacht geflohen. Zusammen mit 60 anderen Dorfbewohnern.

Seither lebe ich mit meiner Mutter und meinen Söhnen in der Stadt. In unserer Siedlung leben lauter Vertriebene. Wenn es nicht regnet, haben wir kein Wasser. Das ist schlimm, denn meistens haben wir kein Geld, um uns welches zu kaufen. Mein Mann ist zurückgegangen und arbeitet wieder oben in den Bergen. Ich weiß nicht, ob und wann wir alle wieder zurückgehen werden. Die Kinder gehen inzwischen hier in die Schule. Arbeit habe ich keine. Es ist schwierig, wenn alles so zerissen ist.«

Mona Fente, 43 Jahre, vier Kinder





»Ich will studieren und die Erfahrung weitergeben, dass man das Unmögliche tatsächlich schaffen kann.«

»Es war am 10. Februar 2009. Ich war gemeinsam mit meinem Freund Francisco auf dem Nachhauseweg, als eine Mine explodierte. Francisco hat bei dem Unfall ein Bein verloren. Ich kann seither nicht mehr sehen. Nach dem Unfall habe ich eine sehr schlimme Zeit durchlebt. Ich wollte nicht mehr leben, habe in allem keinen Sinn mehr gesehen. Mit 15 hatte ich die Schule abgebrochen, um in der Landwirtschaft zu arbeiten, ich wollte früh selbständig sein. Jetzt bin ich total abhängig.

Die Caritas hat dafür gesorgt, dass ich in Bogotá die Blindenschrift erlernen konnte. Danach habe ich meinen Abschluss nachgeholt, als Bester der ganzen Schule. Ab dem kommenden Semester werde ich an der Universität Sozialarbeit studieren. Ich hätte früher nie geglaubt, dass ich das schaffen kann. Für meinen Freund ist es schwerer. Die Schule ist nichts für ihn, aber mit seiner Prothese kann er auch nicht mehr in der Landwirtschaft arbeiten.«

Cristian Melo, 21 Jahre



A man with dark hair and a serious expression stands in a room. He is wearing a black polo shirt and black shorts. His right leg is in a tan cast, and his left leg shows extensive scarring. A thin black box is drawn around his face. An orange speech bubble is overlaid on his chest, containing German text. In the background, there is a stone wall on the left and a framed picture of the Virgin Mary on the right.

*»Nach 20 Tagen bin ich
aus dem Koma aufgewacht.
Ich wusste, ich war am Ende
meiner Träume angekommen.«*



»Am 17. März 2011 bin ich auf eine Mine getreten. Ich war zur Beerdigung meines Onkels in mein Heimatdorf gekommen. Am Abend vorher hatte sich die Guerilla wieder Gefechte mit dem Militär geliefert. Die Stromleitung war gekappt, das Dorf saß im Dunkeln. Am Tag darauf kamen die Techniker des Energieversorgers, um die Leitungen zu flicken. Ein paar Männer aus dem Dorf sollten ihnen dabei helfen. Also ging ich mit hoch auf die Anhöhe, wo der Strommast steht. Dabei trat ich auf eine Mine.

Die Explosion spürte ich nicht. Aber ich werde nie vergessen, wie ich da lag und schrie. Es dauerte, bis man mir half, weil alle Angst vor weiteren Minen hatten. Irgendwann hat mich eine Nachbarin auf den Weg gezogen, da hatte ich bereits das Bewusstsein verloren.

Ich lag 20 Tage lang im Koma. Als ich aufwachte, stellte ich fest: Mir fehlt ein Bein, eine Hand und das zweite Bein ist zu 80% zerstört.

Die Caritas begleitet mich von diesem ersten Moment an, bis heute.«

*Libio Manuel Betancourth, 25 Jahre,
zwei Kinder*



A young girl with dark hair and a red flower hair clip is sitting at a desk in a classroom. She is wearing a dark blue sweater over a white collared shirt. She is looking slightly to the right with a thoughtful expression. In the background, other students are visible, some wearing school uniforms. She is holding a pen over a notebook with a drawing of a flag. A speech bubble is overlaid on the image.

»Wir lernen früh, dass wir nichts anfassen dürfen. Auch nicht, wenn es aussieht wie ein alter Fußball.«

»Ich war zwei Jahre alt, als meine Mutter auf eine Mine trat. Sie hatte mich auf ihrem Rücken. Wir flogen beide meterhoch durch die Luft und wurden schwer verletzt. Aber wir hatten Glück. Wir haben beide überlebt und keine Gliedmaßen verloren. Manchmal habe ich starke Kopfschmerzen und dann sagt meine Mutter, das kommt von dem Unfall.

In der Schule lernen wir, dass wir immer die Straße entlang gehen müssen. Obwohl es über die Wiese natürlich viel kürzer wäre. Unserem Lehrer tut es leid, dass wir Kinder nicht einfach raus können. Er will einen Spielplatz bauen, direkt vor der Schule, wo wir herumtoben können.

Am Abend müssen alle rein. Nach sieben Uhr darf keiner mehr raus, sagen die Männer. Sie haben unserem Lehrer auch verboten, mit Helm Motorrad zu fahren, obwohl er einen sehr empfindlichen Kehlkopf hat. Aber die Männer haben gesagt: Wenn du keine Kugel im Kopf haben willst, dann fahr ohne Helm!«

Nancy Rueda, 8 Jahre



*»Das illegale Goldschürfen
verschmutzt das Wasser.
Bei Überschwemmungen
vergiftet es auch unsere
Ernte, und wir haben
nichts zu essen.«*



»Ich habe schon mehrere Vertreibungen erlebt. Das letzte Mal sind wir vor sieben Monaten zurückgekehrt. Neben der Angst vor neuer Gewalt macht uns vor allem das illegale Goldschürfen große Sorgen. Der Fluss wird immer mehr verunreinigt, wir können hier nicht mehr fischen, sondern müssen dafür raus aufs Meer.

Letztes Jahr hatten wir es geschafft, Mais anzubauen. Wir konnten ihn nicht essen, weil kurz vorher die Flugzeuge vorbeikamen um die Kokafelder aus der Luft mit Pflanzengift zu besprühen.

Die Caritas hat uns geholfen, einen Gemeindesaal zu bauen. Hier treffen wir uns regelmäßig und sprechen über alles, was die Gemeinde betrifft. Zusammen wollen wir versuchen, die Probleme Schritt für Schritt anzugehen. Es sind viele, aber es ist ein Anfang.«

*Ana Peñol, Dorfvorsteherin, 26 Jahre,
zwei Kinder*



»Wir haben
die Siedlung
gemeinsam
aufgebaut.
Dann kam
die Polizei mit
Motorsägen
und hat alle
Hütten zerstört.«



»Ich habe fünf Kinder und lebe seit unserer Vertreibung vor drei Jahren mit meiner Familie in der Siedlung Tierrabaja.

Anfangs war hier gar nichts, nur braune Erde. Wir haben die Siedlung gemeinsam aufgebaut, die Nachbarn haben sich gegenseitig geholfen. Kurze Zeit später kam die Polizei. Sie kamen mit Motorsägen und haben die Planen und Hütten zerstört. Wir haben alles wieder aufgebaut, die Häuser sind jetzt schöner als vorher.

Als Gemeindevorsteherin vertrete ich die Gemeinschaft und setze mich für die Hilfsbedürftigsten ein. Wer Probleme hat, kann zu mir kommen. Ich bin immer bereit zu helfen. In der Gemeinschaft teilen wir fast alles, auch wenn es oft nicht leicht ist. Inzwischen hat jeder eine Stunde am Tag fließendes Wasser, Elektrizität gibt es auch. Am meisten erfreut mich mein kleiner Hausgarten, in dem viele Heilkräuter wie Basilikum und Aloe Vera wachsen. Gemeinsam mit anderen Familien wollen wir bald ein größeres Stück Land bestellen. Die Partnerorganisation der Diakonie Katastrophenhilfe hilft uns dabei.«

Maria Canto, 39 Jahre, fünf Kinder



A woman with glasses, wearing a white t-shirt and a red patterned sarong, stands in a garden. She is holding a pink flower. The garden is enclosed by a wire fence and has a black netting structure overhead. There are various plants, including a large pink-flowered plant in the foreground and green leafy plants in the background.

»Wir sind alle Vertriebene hier. Fast jeder hat einen Familienangehörigen durch Gewalt verloren.«

»Ich habe 12 Jahre als Landarbeiterin auf einer Finca mit 30 Hektar Land gearbeitet. Für mich und meine Familie habe ich aber nie eine Zwiebel oder Tomate gepflanzt. Dann wurden wir von dort vertrieben. Die Partnerorganisation der Diakonie Katastrophenhilfe zeigte uns in unserem neuen Zuhause, wie man organischen Dünger herstellt und ein Stück Land bestellt.

Heute wachsen in meinem Garten Zwiebeln, Tomaten, Koriander, Zucchini, Mangold und Papaya. Damit kann ich den Speiseplan meiner Familie verbessern. Ich verkaufe mein Gemüse auf dem solidarischen Wochenmarkt. Inzwischen kommen die Menschen von weit her, um unser organisches Gemüse zu kaufen.

Wir Frauen lernen voneinander und geben unser Wissen weiter. Früher war das nicht so, jeder blieb für sich, man hat nicht viel mit den Nachbarn gesprochen. Wir sind alle Vertriebene hier. Fast jeder hat einen nahen Familienangehörigen durch Gewalt verloren, viele haben schlimme Dinge erlebt in ihren Dörfern. Die Menschen fühlen sich bedroht und erzählen nicht viel, sie haben Angst. «

Dolores Chávez, 46 Jahre, drei Kinder



A woman with dark hair, wearing a red and black plaid shirt, is shown in profile, looking down. The background is a rustic, dimly lit interior with wooden beams and a corrugated metal roof. A semi-transparent orange box contains a quote in white text.

*»Die Guerilla drohte,
mir meine beiden
Söhne wegzunehmen.
Ich hätte sie niemals
wiedergesehen.«*

»Die Gewalt auf dem Land war schrecklich. Die Guerilla drohte, mir meine beiden Söhne wegzunehmen. Ich hätte sie niemals wiedergesehen. Als ich die Drohungen nicht mehr aushielt, bin ich mit meinen Kindern in die Provinzhauptstadt Florencia geflohen. Wir konnten nur das Nötigste mitnehmen und haben fast alles verloren. Hier in der Siedlung konnten wir eine Bleibe finden. Aber das Land gehört uns nicht, wir bangen täglich, dass man uns wieder vertreibt. Als Familienoberhaupt und alleinerziehende Mutter kämpfe ich jeden Tag um das Überleben meiner Familie. Von der Partnerorganisation der Diakonie Katastrophenhilfe habe ich zehn Hühner bekommen. Durch den Verkauf von Eiern und Fleisch auf dem Wochenmarkt konnte ich weitere Hühner und Meerschweinchen dazukaufen. Der Ertrag hilft uns, am Monatsende über die Runden zu kommen.«

Gloria Arguelles, 44 Jahre, drei Kinder





*»Warum all die Gewalt,
wenn der Frieden
nichts kostet?«*

Songtext:

Warum all die Gewalt, wenn der Frieden nichts kostet,
ein Krieg, der die Menschen einschüchtert und ihnen Gewehre aufschultert.
Wo sind unsere Werte, ich kann sie nicht finden, die Gesellschaft ist verloren,
sie findet nicht, was sie sucht, verloren, kaputt, ausgeschaltet.

»Manuel und ich schreiben unsere Texte selber. Die Ideen für die Songs hatten wir sofort im Kopf. Wir möchten in Schulen auftreten und anderen Jugendlichen zeigen, wie wir leben, was uns beschäftigt, wie zum Beispiel die Drogenproblematik in unserem Viertel.

Rap-Musik ist in Kolumbien verpönt, weil sie angeblich einen schlechten Einfluss auf die Jugend hat. Das ist, als wenn man sagen würde, alle Kolumbianer seien gewalttätig, nur weil einige von ihnen den Konflikt anstiften.

Mein Vater will, dass ich Soldat der kolumbianischen Armee werde, genau wie er. Aber ich möchte lieber Musik machen. Früher fand ich die Idee toll, die schönen Uniformen, der Respekt, den man bekommt. Man verdient auch gut, der Krieg und die Waffen bringen viel Geld. Aber es ist sehr hart, seine eigenen Landsleute umzubringen, für nichts und wieder nichts. Als ich meinen Vater fragte, wie viele Guerilleros oder Mitglieder der FARC er getötet habe, wurde er sehr still. Dann antwortete er, dass man diese Frage nicht stellen darf.«

*Leo Rojas, Gründer der Rap-Gruppe C-17,
17 Jahre*



»Ich bin freiwillig zur FARC als Kindersoldatin, um der Gewalt zu Hause zu entfliehen.«



»Ich werde oft gefragt, warum ich noch lächeln kann, nach all dem, was ich durchgemacht habe. Als Kind wurde ich jahrelang von meinem Stiefvater missbraucht, meine Mutter hat mich geprügelt.

Ich bin freiwillig zur FARC als Kindersoldatin, um der Gewalt zu Hause zu entfliehen. Nach meiner Flucht kam ich in verschiedene Jugendeinrichtungen, aber ich habe mich immer wieder befreit.

Heute lebe ich allein, verdiene mein eigenes Geld und gehe zur Uni.

Das Wichtigste für mich war die Versöhnung mit meiner Mutter, sie wurde selbst als Mädchen vergewaltigt. Ich konnte ihr verzeihen. Man sucht sich sein Leben nicht aus, aber ich versuche es anzunehmen und einen Sinn darin zu sehen. Die Partnerorganisation der Diakonie Katastrophenhilfe hilft mir dabei.

In Kolumbien werden Kinderrechte nicht respektiert, das Thema wird in Politik und Gesellschaft ausgegrenzt. Aber Kinder brauchen Liebe und Anerkennung.

Ich habe ein Ziel im Leben: Ich möchte Kindern helfen, die Gewalt erfahren haben und sie in ihren Rechten stärken. Ich kenne ihren Schmerz, ich weiß, was sie erlebt haben und wie es sich anfühlt, verletzt zu werden. Dafür studiere ich Rechtswissenschaften. Als Anwältin möchte ich eine Fürsprecherin für Mädchen und Jungen sein, die keine Stimme haben.«

Juanita, 26 Jahre



»Wir leben hier sehr abgeschnitten, es gibt keine Geschäfte, keine Schule, keine Krankenstation und auch keinen Arzt.«



»Früher bin ich um vier Uhr morgens aufgestanden, um zur Schule zu gehen. Jetzt brauche ich nur noch eine halbe Stunde. Seit wir aus unserem Dorf vertrieben wurden, leben wir in einer Siedlung am Rand der Stadt Florencia. Um in die Stadt zu kommen, müssen wir den Fluss mit einem Boot überqueren. Ich gehe immer mit einer Gruppe Freundinnen, alleine als Mädchen passiert schon mal was. Unsere Siedlung liegt sehr abgeschnitten, es gibt keine Geschäfte, keine Schule, keine Krankenstation und auch keinen Arzt. Nachts, wenn es dunkel wird, gehe ich nicht mehr auf die Straße. Meine Mutter hat Angst um mich, wegen der Jugendlichen, die Drogen verkaufen. In den Spiel- und Friedenskreisen, die die Partnerorganisation der Diakonie Katastrophenhilfe anbietet, habe ich gelernt, wie man mit einer Kamera umgeht. Wir haben sogar ein Video über unsere Siedlung Tierrabaja gedreht, das gab es noch nie. Ich mag die Schule und möchte gerne studieren. So kann ich meinen Eltern helfen, später in ein besseres Haus zu ziehen.«

Jeira Guanto, 14 Jahre

